

Mainstreaming - der bessere Weg?

Ursprünglich erschienen in: *hörgeschädigte kinder* 32:2 (1995), S. 89-94

CHRISTIAN VOGLER

Ein zentraler Punkt der Integration von hörgeschädigten Kindern ist immer die Schule. Mit ihr steht und fällt oft der Erfolg des gesamten Integrationsprogramms. In diesem Bericht habe ich meine Erfahrungen mit dem Mainstreaming, dem Besuch eines ganz normalen Regelgymnasiums mit Dolmetschereinsatz - trotz meiner starken Hörschädigung - festgehalten und sie rückblickend bewertet. Die Frage, welche positiven und negativen Auswirkungen dies auf mich hatte und ob die positiven Seiten die negativen aufwiegen, soll dabei erörtert werden.

1 Zu meiner Person

Ich habe seit meiner Geburt in Hamburg im Jahr 1973 auf beiden Ohren einen starken, an vollständige Taubheit grenzenden Hörverlust. Meine Eltern und meine um 2 1/2 Jahre jüngere Schwester sowie meine Verwandtschaft sind alle normalhörend.

Im Laufe der Zeit besuchte ich einen Integrationskindergarten, dann drei Jahre die Schwerhörigenschule Münzstraße in Hamburg, zuletzt ein Regelgymnasium mit Dolmetschereinsatz. Heute studiere ich im 6. Semester Informatik an der Universität Hamburg.

2 Vor der Schule

Da das Früherziehungsprogramm der Hamburger Gehörlosenschule damals ganz auf die rein lautsprachliche Erziehung ausgerichtet war, entschloß meine Mutter sich, konsequent die lautsprachliche Erziehungsmethode anzuwenden, obwohl meinem Hörstatus nach die Gebärdensprache als Muttersprache natürlicher gewesen wäre. Eine andere Wahl, wollte sie dem Früherziehungsprogramm folgen, gab es jedoch damals für sie praktisch nicht.

Auf meine ersten Lebensjahre detailliert einzugehen, würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. Für diesen Bericht sollte lediglich festgehalten werden, daß durch den Einsatz meiner Mutter, die sich ständig darum bemühte, mir ein möglichst breites Spektrum an deutscher Sprache anzubieten, teils wohl auch durch Glück, meine deutsche Sprachkompetenz zum Zeitpunkt meiner Einschulung im Vergleich mit hörenden Kindern altersgemäß war.

3 In der Schule

3.1 Die Schwerhörigenschule

Im Jahr 1979 wurde ich im Alter von 6 Jahren in die Schwerhörigenschule Münzstraße in Hamburg eingeschult, wo ich die ersten drei Klassen besuchte. Die Schwerhörigenschule war von meinen Eltern eigentlich mehr als Übergangslösung gesehen worden, die mich auf eine mögliche Integration in einer Regelschule vorbereiten sollte. Das Kollegium der Schwerhörigenschule riet allerdings davon ab.

Paradoxerweise sollte unter den Gründen, die schließlich doch dazu führten, daß meine Eltern die Meinung des Kollegiums geflissentlich ignorierten, gerade eine vermeintliche Domäne der Schwerhörigenschule den unmittelbaren Ausschlag geben. Es handelte sich dabei um meine Artikulation, die trotz allem meine Gesprächspartner stellenweise Schwerstarbeit im Erschließen von nicht verstandenen Inhalten leisten ließ, so daß ich auch nicht um den Alptraum einer systematischen Verbesserung meiner Aussprache herumkam. Eigentlich wäre dafür eine speziell ausgebildete Lehrerin an der SH-Schule zuständig gewesen, aber sie fiel wegen Vertretungsaufgaben aus. An der Regelschule hingegen wären uns zwei Sonderstunden pro Woche garantiert worden.

Der zweite Grund war, daß mein angestrebter Schulabschluß das Abitur war. Dieses war nicht auf der Schwerhörigenschule möglich. Ich hätte zwar nach der zehnten Klasse die Schule wechseln können, dann aber ein Jahr durch das Wiederholen der Eingangsstufe verloren. Als dritter Ansporn kam dazu, daß ich - als Schüler mit dem schlechtesten Hörvermögen der ganzen Klasse - keinen guten sozialen Halt in der Klassengemeinschaft fand. Zu dem Zeitpunkt war ich reif für etwas Neues. Verlieren konnte ich dabei nichts.

Nach der dritten Klasse war es dann soweit, das waghalsige Experiment zu wagen. Ganz in der Nähe, wo ich wohnte, hatten wir die Grundschule Buckhorn ausfindig gemacht, dessen Schulleiter ganz unvoreingenommen und unbelastet sich bereit erklärte, einen zuerst befristeten Versuch zu starten. Eine Klassenlehrerin, die bereit war, mich aufzunehmen, fand sich ebenfalls.

3.2 Der Beginn des Mainstreaming¹

So begann also meine Zeit in der Regelschule. Zunächst sollte ich im September 1982 vier Wochen lang probeweise die vierte Klasse der oben angesprochenen Schule besuchen. Die Klasse bestand aus ca. 24 Schülern, die alle bisher keine Erfahrungen mit Gehörlosen hatten. Da der Unterricht in der vierten Klasse noch stark dem Frage-Antwort-Schema folgt, war es für mich am wichtigsten, die Lehrerin zu verstehen, um dem Unterrichtsablauf zu folgen. Dazu setzte ich einerseits meine Mikroportanlage ein. Andererseits achteten die Lehrer bewußt darauf, daß sie mir immer zugewandt waren, wenn sie etwas sagten und wiederholten die Beiträge der Klassenkameraden für mich. Dadurch war es mir durchgehend möglich, dem Unterricht zu folgen, und die fachlichen Unterschiede verschwanden schnell.

Auch auf der sozialen Seite brachte mein Probebesuch eine Besserung, weil ich dort das erste Mal richtig an einigen Gruppenaktionen teilnehmen konnte und auch von einer funktionierenden Klassengemeinschaft profitierte, die in der Schwerhörigenschule gefehlt hatte. In den Pausen wurde nämlich regelmäßig Fußball gespielt, und um daran teilzunehmen, braucht man nicht viel verbale Kommunikation. Dadurch entstanden mir im Laufe der Zeit auch ein paar wertvolle Freundschaften, die bis heute gehalten haben, obwohl man eigentlich im Umgang mit Hörenden mehr Kommunikationsprobleme hätte erwarten sollen. Seltsamerweise war dies für mich nicht der Fall, sobald meinen Klassenkameraden klar geworden war, worauf es ankam. Ich kann daher ohne Übertreibung behaupten, daß ich mich in der Klasse damals ausgesprochen wohl fühlte.

Dementsprechend wurde dann nach Absprache mein Aufenthalt in der Regelschule bis zum Ende der Grundschulzeit verlängert. Danach wollten wir weitersehen, denn es war uns schon von Anfang an klar, daß die eigentlichen Schwierigkeiten erst dann auftreten würden, wenn das

Unterrichtsgespräch in den höheren Klassen eine immer wichtigere Rolle einnehmen würde. Solange es ging, sollte die Regelbeschulung fortgesetzt werden.

Mit dem Beginn der fünften Klasse wurde ich zusammen mit einem Teil meiner Klassenkameraden auf dem Gymnasium Buckhorn eingeschult. Auch dessen Schulleiter war meinem Besuch gegenüber positiv eingestellt, und eine der angehenden Klassenlehrerinnen der 5. Klasse traute sich die Aufgabe zu, mich in ihre Klasse zu übernehmen. Prinzipiell änderte sich an der Vorgehensweise im Unterricht während der ersten zwei Jahre wenig. Nach wie vor übernahmen die Lehrer den Hauptanteil am Unterrichtsgespräch und wiederholten notfalls die Beiträge der Schüler für mich. Die einzige Ausnahme war der Englischunterricht, wo mir der Umstand zugute kam, daß meine Mutter früher selbst Englischlehrerin gewesen war und so mit mir zu Hause üben konnte.

Meine Situation in der Schule war während der fünften und sechsten Klasse also nach wie vor recht zufriedenstellend. Es zeichnete sich jedoch bereits ein Trend ab, der für die weitere Zeit eine große Rolle spielen sollte. In dem Bestreben, mich soweit wie möglich zu unterstützen und meine Hörschädigung, wo möglich, zu kompensieren, entstand ab und zu der Eindruck, ich würde von einigen Lehrern bevorzugt behandelt werden. Das betraf zum Beispiel die Bewertung der Leistungen, wo sie hauptsächlich auf meine schriftlichen Arbeiten zurückgreifen mußten, da ich im mündlichen Unterrichtsgespräch in keiner Weise in der Lage war, mich so einzubringen wie die anderen, obwohl diese Lehrer es gut meinten, erzeugten sie dadurch erste Spannungen zwischen meinen Klassenkameraden und mir.

In der siebten und achten Klasse trat dann das ein, was schon vorauszusehen gewesen war. Das Unterrichtsgespräch nahm rapide an Bedeutung zu, und besonders im Deutschunterricht waren lebhaftere Diskussionen, bei denen sich die Lehrer längere Zeit über nicht einmischten, mittlerweile an der Tagesordnung. Das bedeutete, daß meine bisherige Taktik, dem Unterricht hauptsächlich über die Lehrer zu folgen, nicht mehr zu gebrauchen war. Es führte alles immer wieder auf drei zentrale Probleme zurück:

1. Wie sollte ich eigentlich alle Mitschüler so sehen können, daß ich bei ihnen von den Lippen ablesen konnte? Die Klasse war zu groß (30 Leute) als daß eine Tischordnung im Kreis oder Hufeisen möglich gewesen wäre.
2. Wie sollte ich rechtzeitig herausfinden, wer eigentlich sprach, um mich der richtigen Person zuzuwenden?
3. Es war einfach unmöglich, meine Konzentration für das anstrengende Ablesen aufrechtzuerhalten. Nach einer Weile hätte ich ohne Pause in jedem Fall nichts mehr verstanden.

Ich probierte zur Abhilfe ein paar Ansätze aus. Darunter war die Möglichkeit, daß ich mich während des Deutschunterrichts einfach an das Lehrerpult setzen könnte, um die Mitschüler besser im Blick zu haben. Aber abgesehen davon, daß es auf die Klasse doch reichlich seltsam wirkte, wenn ich quasi wie ein Lehrer am Pult saß, half diese Maßnahme nur teilweise bei den ersten beiden Problemen. Das dritte, das der Konzentration, blieb auf diese Weise komplett ungelöst, ebenso bei allen anderen Versuchen.

Das Ende vom Lied war, daß ich alle Versuche, doch noch am Unterrichtsgeschehen dranzubleiben, aufgab und mich während der Schule statt dessen zunehmend mit anderen Dingen beschäftigte, wie beispielsweise dem Lesen von Büchern unter der Bank. Man braucht nicht viel

Phantasie, um sich vorzustellen, daß dies nicht dazu beitrug, die Konflikte zwischen meinen Klassenkameraden und mir zu entschärfen. Aus ihrer Sicht lag die Sache einfach so, daß sie sich im Unterricht abmühten, während ich einfach „faul“ sein konnte.

Fatalerweise blieben meine schriftlichen Leistungen, nach denen sich die Lehrer aus oben genannten Gründen richteten, zunächst noch gut, so daß noch der Eindruck dazu kam, daß ich einfach nichts tat und dafür auch noch gute Zensuren bekam. Zusammen mit dem Eindruck, daß ich bevorzugt würde, und mit dem intoleranten Alter von 12-13 Jahren, trieb mich das in der Klassengemeinschaft zunehmend in die Isolation. Gespräche fanden meistens, wenn überhaupt, statt, um uns gegenseitig irgendwelche Gemeinheiten an den Kopf zu werfen.

In der achten Klasse sah die Situation dann so aus, daß alle Vorteile, die mir der Besuch der Regelschule seit der vierten Klasse gebracht hatten, bei objektiver Betrachtung dahin waren. Weder kam ich mit der Klassengemeinschaft aus, noch hatte ich irgend etwas vom Unterricht. Die Bedeutung des Unterrichtsgespräches forderte dann schließlich auch fachlich ihren Tribut, als meine Zensuren sich stark verschlechterten. Trotzdem wollte ich auch in dieser Situation um keinen Preis zurück auf die Sonderschule, obwohl ich keine rationale Begründung dafür hatte. Mir schien die Sonderschule trotzdem das größere Übel zu sein. Woran dies lag, vermag ich noch heute nicht zu beantworten.

3.3 Ein »radikaler« Schritt: Pro Gebärdensprache

Wir waren uns einig, es musste *schleunigst* etwas geschehen, da ich einfach in Gefahr war, unter den Belastungen zusammenzubrechen. Ungefähr ein Jahr vorher hatte ich meine ersten Kontakte zur Gehörlosengemeinschaft gehabt. Obwohl ich von der Gebärdensprache nichts verstand, machte sie einen großen Eindruck auf mich. Dies veranlaßte meine Mutter, selbst Gehversuche in der Gebärdensprache zu unternehmen, auch wenn meine Kontakte zur Gehörlosengemeinschaft im Lauf der Schulzeit nur sehr wenige blieben². Mit diesem Hintergrund kamen wir auf die Idee, die gesamte Klasse mitsamt Klassenlehrer zu einem Nachmittag nach Hause einzuladen. Dort trafen meine Klassenkameraden auf zwei erwachsene Gehörlose, die wir absichtlich ebenfalls eingeladen hatten. Einer von ihnen fing an, etwas in NVK zu erzählen, und das Wunder geschah, daß alle ganz fasziniert zusahen. Danach war es leichter, einige grundlegende Mißverständnisse untereinander auszuräumen, und es stellte sich zu unserer Überraschung heraus, daß ich in einer sehr netten Klasse war. Nur hatten uns die gegenseitigen Vorurteile unsere Beziehungen belastet.

Nach diesem Treffen besserte sich meine Position in der Klassengemeinschaft wieder ganz erheblich, und ich bekam auch wieder gute Kontakte. Dennoch war ich nie in der Lage, mich in die Cliquen, wo alles auf Gruppenkommunikation hinauslief, einzufinden. Dieser Aspekt des sozialen Zusammenlebens blieb mir weiter versperrt. Sprachverstehen in der Gruppe überforderte mich.

Auch wenn die soziale Lage sich wieder entspannt hatte, an den Schwierigkeiten, die ich hatte, dem Unterricht zu folgen, änderte dies nichts. Deshalb begann im ersten Viertel der 9. Klasse ein Versuch, der damals für Deutschland einmalig war, und zwar setzte ich probeweise Gebärdensprachdolmetscher in den Fächern Erdkunde und Geschichte, wo es die meisten Probleme gegeben hatte, ein. Die Lehrer, die uns in diesen Fächern unterrichteten, waren erfreut• einen komplett neuen Ansatz zur Lösung der Mißstände ausprobieren zu können. Bezeichnend

dafür war die Einverständniserklärung meines Erdkundelehrers, der meinte: »Warum nicht, wenn es Christian hilft?«

So kam es, daß eines Tages zur Erdkundestunde eine Dolmetscherin in der Klasse saß, die sich netterweise bereit erklärt hatte, in der Versuchsphase ehrenamtlich zu arbeiten. Der Unterricht begann und wurde vom Lehrer ohne besondere Rücksicht auf den Dolmetschereinsatz durchgeführt. Was dann kam, war für mich eine echte Offenbarung. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde mir richtig klar, wieviel ich im Laufe der Jahre im Unterricht verpaßt hatte. Noch viel wichtiger, ich merkte, daß längst nicht alles so bierernst ablief, wie ich bisher gedacht hatte. Dumme Sprüche und Kommentare der Schüler und Lehrer, die die Schule sehr auflockerten, waren bisher fast ausnahmslos an mir vorbeigegangen, aber jetzt bekam ich sie komplett mit. Dadurch bekam die Schule für mich eine ganz andere Dimension, und wurde von mir nicht mehr so stark wie bisher als lästige Pflicht empfunden.

Eine weitere, ebenfalls sehr wichtige Konsequenz war, daß ich nun keine Entschuldigung oder Ausrede mehr hatte, das Unterrichtsgespräch an mir vorbeilaufen zu lassen. Ich war gezwungen, auch aufmerksam zu sein, und dank des Dolmetschereinsatzes war es für mich kein Problem mehr, mich für die Dauer des Schulvormittages zu konzentrieren. Dies merkten natürlich auch meine Klassenkameraden, wodurch ein weiterer Konfliktpunkt zwischen uns ausgeräumt war. Ich konnte nicht mehr für das Nicht-Aufpassen noch gute Zensuren kassieren, sondern mußte mitarbeiten wie jeder andere auch und wurde dementsprechend bewertet. Der folgende Kommentar eines Jungens, mit dem ich mich damals nicht gut verstanden hatte, brachte es auf den Punkt: „Die Tante, die da vorn herumfuchtelt, nervt ganz schön, aber wenigstens hast Du in Erdkunde und Geschichte einmal aufgepaßt.“

Mit der Zeit gewöhnte sich die Klasse an die Dolmetscherinnen. Der Versuch war so erfolgreich gewesen, daß der Dolmetschereinsatz eine dauerhafte Einrichtung in meiner Klasse wurde, nach und nach auch in weiteren Fächern. Zum Schluß waren Englisch, Mathematik, Kunst und Sport die einzigen Fächer, in denen ich nach wie vor ohne Dolmetscher auskam. In diesen Fächern verlegte ich mich nach wie vor auf technische Hilfsmittel und brachte meine eigenen Beiträge - so wie in allen Fächern - in der deutschen Lautsprache ein.

Im weiteren Verlauf meiner Schullaufbahn bis zum Abitur fand ich mich immer besser in meiner Schule ein und dank des Dolmetschereinsatzes, durch den ich am Unterricht teilnehmen konnte, geriet ich auch fachlich nie wieder in Schwierigkeiten.

3.4 Alle Probleme gelöst?

Waren dadurch nun alle auftretenden Probleme gelöst und die Integration vollständig? Diese Frage muß ich mit einem entschiedenen »Nein« beantworten. Beispielsweise war die Finanzierung der Dolmetscherinnen ein schwieriges Problem, das lange, kräftezehrende Auseinandersetzungen mit der Hamburger Schulbehörde erforderte. Darauf möchte ich hier jedoch nicht näher eingehen, sondern mich darauf konzentrieren, was in der Schule anlag, denn auch dort gab es noch weitere Schwierigkeiten.

Ich erwähnte bereits, daß sich das Verhältnis zu meinen Klassenkameraden stark gebessert hatte, aber daß ich nicht in die Gruppenkommunikation der Cliques hereinkam. Dem Umstand konnten die Dolmetscherinnen auch nicht abhelfen, denn sie waren dafür zuständig, den

Unterricht zu dolmetschen und nicht die Pausengespräche. Letztere wären für mich meistens aber ebenso wichtig gewesen wie das Unterrichtsgespräch. Es reichte mir einfach nicht, mich auf Zweiergespräche und -beziehungen zu beschränken. Eine Projektreise in der Oberstufe, auf der wir uns von der persönlichen Seite viel besser kennenlernten, half zwar insoweit ab, als meine Stufenkameraden ehrlich darum bemüht waren, mich in die Gruppenaktionen einzubeziehen, aber es blieb immer ein Defizit.

Der zweite Punkt betraf die aktive Teilnahme am Unterrichtsgespräch. Dadurch, daß ich in den Jahren davor nicht viel an Diskussionen teilnehmen konnte, hatte ich gegenüber den anderen einiges aufzuholen. Zusammen mit der Tatsache, daß zwischen den Beiträgen der einzelnen und dem Dolmetschen immer eine kleine Zeitverzögerung bestand, verpaßte ich oft den richtigen Punkt, um in eine Diskussion einzusteigen. In dem Moment, wo ich den Beitrag vollständig übersetzt bekommen hatte und damit beginnen konnte, ihn zu reflektieren, hatte meistens bereits jemand anders eingehakt.

Das dritte Problem bestand darin, daß ich meine eigene Identität finden mußte. Die Erlebnisse der vergangenen Jahre hatten mir gezeigt, daß mir eine vollständige Einfügung in die Gemeinschaft der Hörenden niemals möglich sein würde. Aber umgekehrt hatte ich, durch den Besuch der Regelschule, weit mehr Kontakte zu Hörenden als zu Gehörlosen und fühlte mich so damals auch in der Gehörlosengemeinschaft nicht heimisch. Ich hatte das Gefühl, in der Luft zu hängen, ohne eine Kultur und eine Gemeinschaft als Basis zu haben. Ohne eine eigene Identität konnte ich aber auch meine Standpunkte und Werte im Leben nicht definieren.

4 Meine Sicht heute

Für meine Bewertung meiner Regelschulzeit ist die Zeit des Dolmetschereinsatzes ausschlaggebend, denn ohne ihn hätte es höchstwahrscheinlich ein Fiasko gegeben. Wenn der Dolmetschereinsatz früher stattgefunden hätte, wäre der Zeitraum der 7. und 8. Klasse wahrscheinlich anders verlaufen. Daher klammere ich diesen Zeitraum, wo ich eine Menge negative Erfahrungen gemacht habe, aus.

4.1 Bewertung des Dolmetschereinsatzes

Ich komme zunächst zu den Vorteilen, die mir der Dolmetschereinsatz *innerhalb* der Schule gebracht hat, unabhängig davon, ob die Regelbeschulung insgesamt eine gute Idee war oder nicht. Für mich ist es keine Frage, daß dadurch meine soziale Position entscheidend beeinflußt wurde. Durch ihn wurde es mir überhaupt erst möglich, eine wirklich gleichberechtigte Basis zwischen meinen Mitschülern und mir zu schaffen, wenn man von den Kommunikationsdefiziten einmal absieht. Erst dies ermöglichte die volle gegenseitige Akzeptanz und mir, viele weitere Kontakte zu knüpfen. Ähnliches gilt für den fachlichen Bereich. Ich schätze, ich habe in den letzten drei Jahren der Schule, als das Dolmetschen fest etabliert war, mehr vom Unterricht gehabt und gelernt als in allen anderen Jahren zusammen.

Bei Nachteilen fällt es mir schwer, überhaupt einen zu finden, denn die Dolmetscherinnen wurden von allen Seiten in der Schule akzeptiert. Es erregte sogar große Verwunderung, wenn mal keine anwesend war.

4.2 Bewertung der Regelschulzeit insgesamt

Anders sieht es aus, wenn ich die Regelschulzeit insgesamt bewerte und mich nach Alternativen zu meinem Weg umsehe sowie überlege, was mir die Regelschule gebracht hat.

Als größten Pluspunkt sehe ich an, daß ich nach der Schule gut auf mein Studium vorbereitet war. Ich konnte mir meine Fächer und Inhalte in der Schule genau so zusammenstellen und auswählen, wie ich sie brauchte. Vor allen Dingen konnte ich genug Englisch lernen, um auch komplizierte englische Fachliteratur durcharbeiten zu können, was für mich heute absolut unerlässlich ist.

Ein weiterer Vorteil war, daß ich keine Klasse wiederholen mußte. Wenn ich den gängigen Weg über ein Aufbaugymnasium gegangen wäre, hätte ich mindestens ein Jahr länger zur Schule gehen müssen. Es kann durchaus sein, daß mein Alter im späteren Einstieg in das Berufsleben eine Rolle spielen wird, und daher ist es möglich, daß ein Jahr Unterschied plötzlich wichtig für mich wird.

Der dritte Vorteil ist, daß ich im Laufe der Schuljahre schon meine Möglichkeiten und Grenzen im Umgang mit Hörenden kennengelernt habe. Ich weiß genau, was mir im Umgang mit der hörenden Welt möglich ist und was nicht und kann danach entsprechend handeln.

Diesen Vorteilen stehen jedoch auch gewichtige Nachteile gegenüber. Das Verhältnis von Schule als Einrichtung zum Lernen gegenüber der Schule als Treffpunkt, in der sich ein Großteil des sozialen Lebens von Kindern abspielt, stimmte bei mir einfach nicht. Ich war stets vom Großteil der Gruppenkommunikation ausgeschlossen, doch gerade die halte ich angesichts dessen, was ich heute weiß, für das A und O einer vernünftigen Sozialisation in der Gesellschaft. Weit über die Hälfte aller interessanten Gespräche fanden nicht zu zweit statt, sondern zu mehreren und blieben mir so meist verwehrt. Das heißt im Klartext, daß ich nur etwa *die Hälfte der Kommunikation*, die ich eigentlich gebraucht hätte, zur Verfügung hatte. Dieses enorme Defizit ließ sich auch nicht anderweitig ausgleichen, solange ich der einzige Gehörlose in der Schule war und diese einer meiner Lebensmittelpunkte war. Dies macht mir noch heute zu schaffen; keiner kann Kommunikation beraubt werden und ungestraft davonkommen.

Der zweite schwere Nachteil hängt mit dem ersten zusammen. Ich hatte während der Schulzeit kaum Kontakt zur Gehörlosengemeinschaft und damit auch kaum Kommunikation mit ihr. Erst mit dem Studium änderte sich dies. Das führte zu den Identitätsproblemen, die ich weiter oben beschrieben habe. Es hat über drei Jahre gedauert, bis ich soweit war zu erkennen, daß ich meinen Platz in der Gehörlosengemeinschaft suchen muß, weil ich nur dort alle Möglichkeiten der Kommunikation habe. Es ist jedoch nicht so einfach, mit der Gebärdensprache umzugehen, wenn man erst spät damit angefangen hat, sie zu benutzen, wie bei allen anderen Sprachen auch. Je später man sie lernt, desto unvollkommener wird man sie beherrschen. Das heißt, daß mir möglicherweise für mein gesamtes Leben immer etwas in der Kommunikation fehlen wird.

Heute bewerte ich den Sozialisationsaspekt höher als den Bildungsaspekt. Daraus ergibt sich für mich fast zwangsläufig als Folgerung, daß ich meinen Weg eigentlich kein zweites Mal einschlagen würde und auch nicht weiterempfehlen kann. Dennoch bleibt die Situation unbefriedigend.

»Integration« in dem Sinne, wie sie bei mir betrieben wurde, halte ich für reines Wunschdenken. Wenn es mir, mit meinem Hörstatus, selbst mit Dolmetschereinsatz nicht möglich war, eine Integration in die hörende Welt zu erreichen, die den Namen auch verdient, fällt mir auch nichts mehr ein, was man noch besser machen könnte. Daher halte ich es für sinnvoll, über eine Neudefinition von »Integration« nachzudenken. Statt die Anpassung und Eingliederung an/in das Gros der Gesellschaft als Hauptziel zu definieren, sehe ich die erfolgreiche Sozialisation innerhalb einer funktionierenden Gemeinschaft mit ihrer Kultur und ihren Werten, die dann mit anderen Gemeinschaften interagiert, als Ziel. Dabei spielt keine Rolle, daß es sich bei mir nicht um die hörende Welt, sondern um die gehörlose handelt. Dazu muß sich aber in Deutschland noch viel ändern.

- 1) **Mainstreaming:** Im amerikanischen Englisch steht der Begriff als Schlagwort für den starken Trend, gehörlose Schüler auf Regelschulen zu integrieren, und wird dort im Moment kontrovers diskutiert. Ich habe ihn für diesen Artikel übernommen, weil er meines Erachtens die eigentliche Philosophie, die hinter dem Thema Integration steckt, besser wiedergibt als das deutsche Wort. Letztlich scheint das Ziel zu sein, die Auswirkungen von Hörschädigungen dadurch zu minimieren, daß man sich an die hörende Welt anpaßt. Ob dies „Integration“ ist, ist eine Frage, weswegen ich diesen Artikel schreibe.
- 2) Wer mehr zu den Hintergründen der Kehrtwende meiner Mutter wissen möchte, sei auf folgenden Artikel verwiesen: Vogler, G. (1993): In die Höhle des Löwen gehen. In: *Das Zeichen* 23, 69-71